MÉLANGES ASIATIQUES

TIRÉS DU

„BULLETIN HISTORICO-PHILOLOGIQUE“

ET DU

„BULLETIN“

DE

L'ACADÉMIE IMPÉRIALE DES SCIENCES

DE

ST.-PÉTERSBOURG.

Tome III.

6e LIVRAISON.

(Avec 2 Planches.)

ST.-PÉTERSBOURG, 1859.

Commissionnaires de l'Académie Impériale des sciences:

à St.-Pétersbourg	à Riga	à Leipzig
MM. Eggers et Cie,	M. Samuel Schmidt,	M. Léopold Voss.

Prix: 45 Kop. arg. = 15 Ngr.

$\frac{2}{14}$ December 1859.

Ein Paar Worte zur Frage über das Alter der Schrift in Indien, von Otto Böhtlingk.

Es ist in den letzten Jahren von zwei Männern, welche bei Fragen auf dem Gebiete der alt-indischen Literatur eine bedeutende Stelle einnehmen, die Behauptung ausgesprochen worden, dass die Inder verhältnissmässig sehr spät mit der Schrift bekannt geworden seien. Aus dem Umstande, dass erst Pâṇini die Schrift erwähnt, dass dagegen in den nachweisbar älteren Schriften, so zahlreich und mannichfaltig dieselben auch sind, nicht die geringste Andeutung vom Vorhandensein einer Schrift, obgleich sich dazu vielfach Gelegenheit dargeboten hätte, nachzuweisen ist, haben Weber und Max Müller den Schluss ziehen wollen, dass während der ganzen älteren Literatur bis auf die *Sûtra* herab die Schrift nicht bekannt gewesen sei. Dagegen hat Benfey daraus, dass die *Prâtiçâkhja* mit keinem Worte der geschriebenen Buchstaben erwähnen, den Schluss auf das Nichtvorhandensein der Schrift zur Zeit der Abfassung dieser merkwürdigen Erzeugnisse des feinen Beobachtungsgeistes der Inder nicht für gerechtfertigt erklärt, da die *Prâtiçâkhja* es eben nur mit dem richtigen Hersa-

gen der Hymnen, nicht aber mit dem richtigen Schreiben derselben zu thun hätten.

Ich beabsichtige mit den gegenwärtigen Zeilen nicht etwa aus neu hinzugekommenen Daten jene Behauptung von Weber und Müller umzustürzen, sondern auf Grundlage derselben Daten wahrscheinlich zu machen, dass die Schrift in der älteren Zeit wohl gekannt, aber nicht allgemein gebraucht worden sei.

Alles was zur Entscheidung dieser Frage beitragen könnte, finden wir auf das sorgfältigste zusammengestellt und erwogen in einem so eben erschienenen Werke von Max Müller [1]), einem Werke, in welchem überraschende Belesenheit, Scharfsinn und geistreiche Behandlung des Stoffes den Leser in beständiger Spannung erhalten. Doch will es uns bedünken, als wenn der Verfasser nicht überall den historischen Gang der Studien dem Leser deutlich vor Augen gestellt hätte.

Ich erlaube mir hier die wichtigsten Sätze, welche nach Max Müller's Meinung feststehen und auf denen seine Schlüsse beruhen, kurz zusammenzufassen.

« Die Schreibekunst bewirkt, wenn sie nicht etwa auf kurze Inschriften beschränkt, sondern auf die Literatur angewandt wird, eine vollständige Revolution in der Geschichte eines Volkes. »

« In dem Tausend vedischer Hymnen, welche auf uns gekommen sind, wird wie in den homerischen Gesängen niemals ein Wort, welches in irgend einer Weise

---

1) A History of ancient Sanskrit Literatur so far as it illustrates the primitive Religion of the Brahmans. By Max Müller. S. 497 — 524.

zur Schreibekunst in Beziehung stände, gebraucht, während im alten Testament dieses häufig geschieht.»

«In der *Brâhmaṇa*-Periode geschieht der Schrift ebenfalls keine Erwähnung. Wäre sie zu dieser Zeit bekannt gewesen, hätte man gewiss nicht ermangelt, der schönen Erfindung ein Lob zu singen. Zugleich wird hierdurch die gangbare Theorie über den Ursprung der Prosa umgestossen.»

«In den *Gṛhja-Sûtra*, welche das ganze Leben des Brahmanen von seinem Eintritt in die Welt bis zu seinem Austritt aus derselben verzeichnen, findet sich keine Erwähnung des Schreibens.»

«Wäre zur Zeit der *Prâtiçâkhja* die Schreibekunst bekannt gewesen, dann würde die Erwähnung eines Buches als eines heiligen Objectes in diesen Schriften gewiss vorkommen.»

«In einem grossen Theil der *Sûtra*-Periode wird die Schrift noch nicht zu literärischen Zwecken benutzt, doch ist das geschriebene Alphabet schon gekannt.»

«In der grammatischen Terminologie Pâṇini's findet sich auch nicht ein Wort, welches das Vorhandensein der Schrift voraussetzte. Pâṇini lehrt aber das Wort लिपिकर bilden, welches offenbar Schreiber bedeutet.»

«Im *Lalitavistara* lernt der junge Çâkja schreiben; Manu und Jâǵñavalkja erwähnen in ihren Gesetzbüchern schriftlicher Urkunden.»

«Nearchus berichtet, dass die Inder die Kunst verständen, Papier aus Baumwolle zu machen. Megasthenes erzählt, dass die Inder die Buchstabenschrift nicht kennen und dass sie aus dem Gedächtniss Recht sprächen. Demselben Megasthenes verdanken wir

die Nachricht, dass die Inder Meilensteine mit Aufschriften gehabt hätten.»

«Im *Mahâbhârata* (13,1644) heisst es: Verkäufer, Verfälscher und Schreiber des *Veda* gehen zur Hölle.»

«Kumârila, ein ziemlich später Schriftsteller, sagt, dass die aus einem geschriebenen *Veda* geschöpfte Kenntniss des Rechten nicht geachtet werde.»

Aus den zuletzt mitgetheilten Daten ersehen wir nun zunächst, dass die Anwendung der Schreibekunst auch zu der Zeit, wo diese schon allgemein bekannt war, zu den vedischen Büchern nicht anempfohlen, im Gegentheil verdammt wurde; dass die heilige Literatur mündlich weiter fortgepflanzt wurde. Pâṇini erwähnt der Schreiber, aber sonst findet sich keine Spur davon, dass zu seiner Zeit die Schrift allgemein verbreitet gewesen wäre, woraus wir schliessen können, dass auch die wissenschaftlichen Werke auswendig gelernt und auf diese Weise von Geschlecht zu Geschlecht weiter verbreitet wurden.

Die Schreibekunst ist gekannt und wird doch nicht zur Verbreitung der Literatur angewandt. Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Der blosse Mangel an entsprechendem Schreibmaterial, obgleich auch dieser in der älteren Zeit die Verbreitung der Schreibekunst aufgehalten haben mag, erklärt wohl die seltene Anwendung der Schrift, aber nicht den Widerwillen, der dagegen geäussert wird. Dieser Widerwille ist mir gerade ein Zeugniss dafür, dass die Priester die Tragweite der Schreibekunst vollständig begriffen hatten und eben deshalb Alles aufboten der Verbreitung derselben alle nur erdenkbaren Hindernisse in den Weg zu legen. Die Schreibekunst wie die Buchdruckerkunst

bringen allerdings, wie Max Müller sagt, eine allgemeine Revolution hervor in der Geschichte eines Volkes und in allen Beziehungen der Gesellschaft, sowohl den socialen als den politischen, aber eben deshalb musste die Priesterkaste, der es vor Allem darum zu thun war, dass Alles beim Alten verblieb, ihre ganze Aufmerksamkeit darauf richten, dass die Schreibekunst nicht allgemein verbreitet wurde. Hat man doch auch in unseren Tagen recht wohl eingesehen, dass die Verbreitung des Lesens und Schreibens unter dem Volke gar sehr geeignet sei, in diesem Wünsche mannichfacher Art zu erwecken. Der Priester konnte nur in dem Falle das ausschliessliche Amt des Lehrers für sich bewahren, wenn er das Niederschreiben und Lesen der heiligen Bücher auf das Strengste untersagte und die Übertreter mit Strafen der Hölle bedrohte. Bei so bewandten Umständen hatten also auch die Brahmanen keine Veranlassung Hymnen zu singen zu Ehren der Erfindung der Schreibekunst.

Aber auch innerhalb der Kaste selbst mussten die heiligen Schriften von Generation zu Generation treu überliefert werden, und der Priester sollte die heiligen Schriften nicht wohlverwahrt und wohlverpackt bei sich bewahren, sondern dieselben vollkommen im Gedächtniss haben, damit er zu jeder Zeit davon den gehörigen Gebrauch machen und den anderen Kasten gegenüber als ein Wesen höherer Art erscheinen konnte. Dass aber die mündliche Überlieferung, wenn sie auf die Weise gehandhabt wird wie in Indien, dass nämlich der Lehrer zum Mindesten 12 Jahre seine Schüler beständig im Memoriren der heiligen Schriften einübt, den ursprünglichen Text reiner bewahrt

als die Schrift, liegt offen zu Tage. Beim Abschreiben können Unaufmerksamkeit, Unwissenheit oder Besserwissenwollen die alten heiligen Texte verunstalten; werden diese dagegen dem Gedächtniss fest eingeprägt, so sind sie vor aller Veränderung gesichert. Es giebt keinen besseren Telegraphen von den Vorfahren zu den Nachkommen als ein auf gehörige, aber einseitige Weise in Thätigkeit versetztes Gehirn. Nur Unfähigkeit, Altersschwäche und der Tod sind hier als gefährliche Feinde zu betrachten, aber ehe Altersschwäche und Tod eintraten, hatte der Gehirn-Telegraph seine Weisheit schon wieder weiter geleitet, und Unfähigkeit wird wohl den Verlust des Lehreramts von selbst nach sich gezogen haben.

Dass das Auswendiglernen eines Textes denselben vor Verderbniss schütze, haben auch andere Völker erkannt; so berichtet uns Chwolsohn in seiner höchst interessanten Abhandlung «Über die Überreste der altbabylonischen Literatur in arabischen Übersetzungen», S. 167 fg., dass der Babylonier Qûtʿâmi dem Îschîtʿa den Vorwurf mache, dass er eine Schrift seines Vaters vernachlässigt und dieselbe weder auswendig gelernt, noch durch andere hätte auswendig lernen lassen, um einen richtigen Text zu erhalten und denselben vor Verfälschungen zu schützen. In einer Note bemerkt Herr Chwolsohn: «Man sieht daraus, dass selbst niedergeschriebene Bücher auswendig gelernt wurden, um den Text derselben dadurch vor Verfälschungen zu schützen. Man kann also aus dem Umstande, dass irgend ein altorientalisches Buch auswendig gelernt wurde, noch nicht fol-

gern, dass dasselbe vom Autor nicht niedergeschrieben wurde».

Auch der Grieche hatte in älterer Zeit, wie wir wissen, eine Abneigung gegen Schriftwerke, aber aus einem ganz anderen Grunde: ihm, dem beweglichen, feurigen, in's Weite strebenden erschien das niedergeschriebene Wort starr, leblos und beengend[2]); der sich der Ruhe befleissigende, in sich gekehrte, von der Welt sich mehr oder weniger abschliessende Brahmane dagegen befürchtete, und mit Recht, durch niedergeschriebene Werke und ihre Verbreitung aus seiner ihm über Alles gehenden Ruhe gestört und in den Strudel der Welt gestossen zu werden. Der griechische Lehrer unterhält sich mit seinen Schülern, gestattet ihnen eine freie Bewegung des Geistes und freut sich, wenn in lebendiger Rede ihre Individualität zum Vorschein kommt; der indische *Guru* dagegen lässt seine Schüler memoriren, will nichts von einer freien, selbständigen Auffassung und Verarbeitung der Lehre wissen und kann der sich überall und stets vordrängenden Individualität nur dadurch entgegentreten, dass er die Schüler nicht aus seinen Augen lässt, dass er ihnen nicht gestattet, von dem überlieferten Worte nur auf eines Haares Breite abzuweichen.

Wenn ich aber hiermit auch glaube hinlänglich erklärt zu haben, woher in Indien zu der Zeit, als die Schrift bestimmt bekannt war, dieselbe doch nicht zur Weiterverbreitung der heiligen Schriften benutzt

---

2) Diese Abneigung der Griechen gegen niedergeschriebene Werke finden wir besprochen und erklärt in der «Festrede im Namen der Georg-Augusts-Universität zur Akademischen Preisvertheilung am IV. Juni MDCCCLIX gehalten von Dr. Ernst Curtius».

wurde, und woher zu einer früheren Zeit einer möglicher Weise vorhandenen Schrift mit keiner Silbe erwähnt wird, so muss ich doch schliesslich noch versuchen es wahrscheinlich zu machen, dass die Entstehung der älteren Schriften die Bekanntschaft mit einer Schrift voraussetzt.

Ich bin mit Max Müller einverstanden, dass alte Sänger die vedischen Hymnen ebenso gut, wie die unter Homer's Namen auf uns gekommenen griechischen Gesänge, ohne Kenntniss der Schrift gedichtet haben und dass diese Lieder auch ohne Schrift auf die folgenden Generationen übergegangen sind. Viel schwerer wird es mir aber anzunehmen, dass auch die Redaction der Hymnen und die auf dieser Redaction beruhenden Schriften ohne Beihülfe der Schrift verfasst worden seien. Es ist ein anderes Ding grosse Texte auswendig zu lernen und wieder ein anderes über Texte und zu Texten, die man nur im Gedächtniss hat, grosse Werke zu verfassen. Ich begreife nicht, wie man im Kopfe erst das Material mühselig zusammenlesen, dann dieses zusammengelesene Material auf das sorgfältigste ordnen und schliesslich dieses geordnete Material wieder nur im Kopfe verarbeiten kann. In der Einleitung zu der in Deutschland erscheinenden Ausgabe des *Ṛg-Veda* sagt Max Müller: «Wo ein ursprünglich kurzer Vokal verlängert, oder ein langer verkürzt, wo ein Consonant verdoppelt, ein Vokal contrahirt oder elidirt, wo irgend welche Veränderung mit Consonanten oder Vokalen nöthig wird, da giebt das *Prâtiçâkhja* eine Regel, welche diese Fälle zusammenfasst und bestimmt. Und wenn es zu einer solchen Regel Ausnahmen, ja, wenn es auch

nur eine einzige Ausnahme in allen zehn Dekaden giebt, so wird dies besonders bemerkt, damit auch kein *dhruva* im *Ṛg-Veda* unbegründet bleibe». Und solche Arbeiten sollen ohne Hülfe niedergeschriebener Notizen mit dem Kopfe allein gemacht worden sein! Dies begreife wer es kann, ich vermag es nicht, wenn Max Müller auch wiederum ausrufen sollte: *It is of little avail in researches of this kind to say that such a thing is impossible.* Auch scheint mir der Schritt zur Erfindung der Buchstaben und also der Schrift ein so natürlicher zu sein, wenn man schon dahin gekommen ist jedes Wort in seine nicht mehr theilbaren Elemente zu zerlegen, dass ich mir nicht recht vorstellen kann, dass er in Wirklichkeit nicht gethan worden sei. Holz, Rinde, Blätter und ein Werkzeug zum Ritzen oder eine schwarze Kohle waren auch sogleich zur Hand den Laut, das Wort zu fixiren und dem Priester die Ausarbeitung eines Werkes unendlich zu erleichtern, wenn nicht geradezu erst dadurch zu ermöglichen. Wenn übrigens schon zu Nearchus' Zeit die Inder Papier aus Baumwolle verfertigten, werden sie wohl auch schon eine geraume Zeit vorher auf anderem Material geschrieben haben.

Nach meinem Dafürhalten also wurde die Schrift zur Verbreitung der Literatur in den älteren Zeiten nicht verwandt, wohl aber wurde sie zum Schaffen neuer Werke zu Hülfe genommen. Der Verfasser schrieb sein Werk nieder, lernte es aber dann auswendig oder liess es durch Andere memoriren. Niedergeschriebene Werke wurden in der älteren Zeit wohl selten von Neuem abgeschrieben, mögen aber im Original in der Familie als Heiligthümer aufbewahrt

und geheim gehalten worden sein. Möglicher Weise vernichtete aber auch der Autor sein Schriftwerk, sobald er dasselbe memorirt hatte, um nicht durch sein Beispiel Andere zu verleiten, um sich nicht des Vorwurfes einer Verrätherei an der Priesterkaste schuldig zu machen, vielleicht auch um nicht als gewöhnlicher Autor, dem das Werk allmählich unter den Händen entsteht, zu erscheinen, sondern als ein inspirirter Seher, der, ohne alle Mühe und Anstrengung von seiner Seite beim Schaffen, ein Werk in abgeschlossener Gestalt im Geiste erschaut und als ein solcher von den Göttern Bevorzugter weiter verkündet.

(Aus dem Bulletin, T. I, pag. 347 — 353.)